

Meinungen

Leitartikel

Zu viel Ego schadet der Konkordanz

Die Schweiz wird nach den Wahlen keine andere sein. Doch die vielen Provokateure aller Couleur setzen der Kompromisskultur zu.

Das Bemerkenswerteste an eidgenössischen Wahlen ist, wie wenig sie unter dem Strich verändern. Sicher: Die Sorge ums Klima mobilisiert die Menschen. Erstmals seit Jahrzehnten könnte die Wahlbeteiligung daher die 50-Prozent-Marke durchbrechen. Und: Stimmen die Prognosen, erleben die grünen und grünliberalen Kräfte nach ihrem Absturz vor vier Jahren am 20. Oktober eine Renaissance.

Aber sonst? Die SVP wird die stärkste Partei bleiben – trotz einer verpatzten Legislatur, rückläufiger Asylgesuche und eines glücklosen Präsidenten. Der FDP verhilft der neue Gösli-grüne Anstrich nicht zu neuem Glanz. Die SP spürt keinen Frauenstreik-Schub. Und die CVP wird, allen vorgezogenen Grabreden zum Trotz, nicht untergehen und im Dezember ihren Bundesratsitz nicht verlieren. Auch wenn es den Christdemokraten wenig nützt, dass sie mit der Altersvorsorge und den Gesundheitskosten im Wahlkampf just auf die beiden Themen setzen, die den Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern derzeit am meisten Bauchweh machen.

Die Schweiz wird nach diesen eidgenössischen Wahlen also keine andere

sein. Die zu erwartenden Sitzgewinne von Grünen und GLP im Nationalrat werden das Land nicht auf den Kopf stellen. In Klimafragen hat der Ständerat im September mit dem neuen CO₂-Gesetz den Kurswechsel schon vorgezeichnet. Bei der Europapolitik und der Altersvorsorge, den beiden anderen drängenden Dossiers, wird auch eine Mitte-links-Mehrheit eine Lösungssuche nicht leichter machen.

Unser politisches System ist, um den Slogan der serbelnden BDP aufzunehmen, langweilig, aber gut. Es lässt kein Durchmarschieren zu. Wer seinen Ideen zum Erfolg verhelfen will, muss im Parlament je nach Thema wechselnde Allianzen schmieden können. Die beiden Kammern korrigieren sich. Und selbst wenn eine Vorlage steht, kann das Volk sie noch ablehnen. So blieb vom Rechtsrutsch 2015 wenig übrig. Am krachendsten scheiterten die Bürgerlichen mit ihrer kurzsichtigen Machtdemonstration bei der Unternehmenssteuerreform III.

Doch in der Politik geht es nie nur um Sitze und Mehrheiten; zu viel Macht macht die Eidgenossen sowieso reflexartig skeptisch. Den politischen Diskurs kann auch beherrschen, wer

In der Politik geht es nie nur um Mehrheiten und Sitze; zu viel Macht macht die Eidgenossen sowieso reflexartig skeptisch.

das Wort an sich reisst und die Konfrontation sucht. Und solche Provokateure setzen der schweizerischen Kompromisskultur immer mehr zu.

Roger Köppl (SVP) verunglimpft seine Gegner mit ihren vielen Mandaten im Zürcher Ständeratsrennen als «gekaufte Politiker». Cédric Wermuth (SP) gibt mit hochprofessionellem Crowdfunding und aggressivem Campaigning den amerikanischen Wahlkämpfer und stilisiert sich im Kanton Aargau zur alleinigen Lichtfigur, obschon er vorgibt, «für alle» zu sein. Gerhard Pfisters CVP irritiert mit ihrer Internet-Negativkampagne sogar

die eigenen Verbündeten. Das SVP-nahe Egerkinger Komitee weigert sich zunächst, Anti-FDP-Plakate zu überkleben, auch wenn das entsprechende Gerichtsurteil keineswegs von «fremden», sondern «eigenen» Richtern gefällt wurde. Thomas Matter (SVP) zieht in seiner Internetsendung «In den Sümpfen von Bern» – eine Referenz an US-Präsident Donald Trumps Schlachtruf «Drain the Swamp» – über die «Classe politique» her, obschon er selbst längst Teil davon ist.

Die Selbstprofilierer aller Parteien spalten mit markigen Voten. Ein Entgegenkommen beim Aushandeln von Lösungen wird – wie der neue Sammelband «Konkordanz im Parlament» von Marc Bühlmann und anderen festhält – nicht mehr als Kompromissbereitschaft gepriesen, sondern als Schwäche heruntergezupft. Die Selbstverständlichkeit, mit der Schweizer Volksvertreter bisher stets den Kompromiss gesucht haben, schwindet. Der konkordante Politikstil wird zunehmend abgelöst von der harten Konfrontation.

Natürlich tragen die Medien eine Mitschuld. Sie rücken unentwegt die Akteure ins Bild und nicht nur die

Sache. Nichts ist interessanter, nichts wird besser gelesen als Geschichten über Menschen, die Dinge behaupten, vorantreiben, blockieren, hintertreiben. Die Politiker wissen das und inszenieren ihre Egos im Kampf um Aufmerksamkeit. So reichen die Parlamentarierinnen und Parlamentarier im Bundeshaus immer mehr Vorstösse «aus Profilierungsgründen» ein, wie die Autoren des Konkordanz-Buches schildern. Solche Geschäfte finden aber kaum Mitunterzeichnende. Im Vordergrund steht nicht die einvernehmliche Lösung, sondern die eigene Überzeugung.

Die Stimmberechtigten haben es in der Hand, ob sie die Provokateure auf der Wahlbühne mit ihrem Votum belohnen möchten. Oder ob sie jene Kräfte (in allen Parteien) stärken wollen, die sich trauen, für hart, aber fair ausgehandelte Lösungen einzustehen, auch wenn es gerade nicht Mode ist und keine Schlagzeilen bringt.



Judith Wittwer
Chefredaktorin

Noch ein Luftschloss von Boris Johnson

Der jüngste Vorschlag aus London bringt keinen geregelten Brexit.

Cathrin Kahlweit

Im Londoner Regierungsviertel konnte man in den letzten Tagen den Eindruck haben, die Vorschläge für eine Nordirland-Lösung im Streit um den Brexit seien in Brüssel auf dankbares Entzücken gestossen.

Dabei gibt es keinen Coup, keinen Deal, keine Annäherung im Streit um einen Austrittsvertrag, bisher nicht mal neue, intensive Gespräche. Nur Befremden und Abwehr jenseits der Britischen Inseln. London hat die Verhandler in Brüssel zwar in einigen Punkten positiv überrascht, zugleich aber zwei so grosse Hürden in seinem Plan gepackt, dass Brüssel kaum Ja sagen kann.

Da ist das Vetorecht der Belfast Regierung zur regulatorischen Anbindung Nordirlands an die EU, das Michel Barnier zu Recht als «Falle» bezeichnete. Es könnte leicht das ganze Konstrukt zerstören, das jetzt verabredet wurde.

Und da ist die Zollgrenze zu Irland, für die hochkomplexe Infrastruktur erst noch entwickelt und organisiert werden müsste. In Nordirland trifft diese Idee, weil unüberprüfbar und wirtschaftsschädlich, auf viel Widerstand.

Johnsons Plan ist daher keine Basis für einen Deal, sondern – noch – ein Luftschloss. Die EU muss nun entscheiden, ob sie eigene Regeln brechen und, vor allem, wieweit sie Irland

unter Druck setzen will. Denkbar wären eine längere Übergangsphase und eine Alternative zum Belfast Veto. Neuste Nachrichten aus London deuten darauf hin, dass Johnson bereit wäre, die Verhandlungen über den 31. Oktober hinaus fortzusetzen. Das würde zumindest Luft schaffen für die intensiven Gespräche, die in jedem Fall länger dauern werden, als die euphorischen Brexiteers sich das träumen lassen.

In Dublin heisst es, Johnsons Vorschläge seien undurchführbar – weil sie Nordirland mittelbar ein Mitspracherecht über die Zukunft der Republik Irland geben. No Deal ist daher, trotz des guten Willens der EU-27, heute so real wie vor «Johnsons Deal».

Das Leiden der Sportromantiker

Der Leichtathletik-WM in Katar fehlen die Fans im Stadion – als obs der Herrscherfamilie darum ginge.

Christian Brügger

Vor einem Sportgrosanlass ist immer: mediale Kritik. Sie betrifft explodierende Infrastrukturkosten, geknechtete Arbeiter, korrupte Funktionäre und Politiker. Zu den Evergreens zählt auch: das mangelnde Interesse, gemessen an verkauften Tickets. Sobald das Sportfest läuft, sind alle diese Kritikpunkte rasch vergessen. Auch vor der Leichtathletik-WM in Doha, die morgen endet, wurde primär negativ berichtet. Die Tonalität hielt diesmal an, weil das Stadion, das 47 000 Zuschauer fasst, grossmehrheitlich leer blieb.

Das ist für die Athleten eine immense Enttäuschung. Schliesslich sind sie keine Roboter. Gerade in einer Tollhausatmosphäre vermögen sie oft noch Kräfte freizumachen, die sie für unmöglich hielten. Das stete Lamentieren über die fehlende Stimmung aber offenbart vor allem auch, wie sich die Romantiker des Sports die wichtigste Nebensache der Welt vorstellen: mit ganz viel Stimmung im Stadion.

Die Herrscherfamilie von Katar denkt in grösserem Bogen. Für sie ist Sport – wie im Kalten Krieg – Mittel zum Zweck. Waren DDR-Athleten Diplomaten im Sportanzug, ist es für Katar nun das Organisieren von Grossanlässen. Es ist Teil der «National Vision 2030» von Katar. Das Leitbild soll helfen, das Land weniger abhängig von Öl und Erdgas zu machen.

Der Sport ist dabei eine von mehreren Stützen. Die Vision führte dazu, dass Katar bereits Welttitelkämpfe der Handballer, Radfahrer oder Kunstturner organisierte. Nun sind die Leichtathleten dran, 2022 wird der Höhepunkt mit den Fussballern folgen, ehe die Schwimmer im Folgejahr den Reigen vorerst abrunden.

Dass sich an dieser Leichtathletik-WM von Doha also bloss wenige Fans im Stadion einfanden, ist angesichts des Überbaus verschmerzbar. Denn wesentliche Aspekte dieser nationalen Vision werden wohl problemlos ohne viele Zuschauer erreicht. Es sind: dank internationalem Sport das eigene Profil schärfen, den nationalen Zusammenhang stärken und Handel wie Diplomatie verbessern.

Internationale Sportverbände helfen besonders gerne mit, wenn ihnen Geld zugehalten wird. Dann winken ihre Funktionäre fast jedes Projekt durch, selbst wenn die Leichtathleten wie in Doha in einem gekühlten Stadion auflaufen müssen, da es ansonsten zu heiss wäre – und darum Marathonläufer sowie Geher an der freien Luft fast schon im Dutzend bei den feuchtheissen Bedingungen kollabierten. Aber dank einem Millionendeal mit der katarischen Nationalbank zahlte sich die Vergabe für den Leichtathletik-Weltverband aus.

Die kollabierenden Athleten nahm er da locker hin und auch die Kritik, den Anlass in ein Land vergeben zu haben, das nur schon aus klimatischer Sicht fürs leistungsmässige Sporttreiben ungeeignet sei.

Im Vergleich mit China, das den internationalen Sport ebenfalls sehr strategisch nutzt oder, besser, für sich einnimmt, wirken die Katarer gar sympathisch. An den Sommerspielen von 2008 in Peking war das Olympiastadion täglich voll – obwohl 80 000 Plätze riesig. Wie sich zeigte, stellte China seine einheimischen Claqueure, sammelte sie mit Bussen ein und brachte sie bis vors Stadion. Das Land organisierte also selbst noch die Stimmung herbei und erteilte den Geladenen Unterricht, wie Jubeln geht. Dieses Potemkinsche Sportdorf zog Katar nicht hoch.

Widmers Woche

